

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse

Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

Band: 85 (1991)

Artikel: Die Kontroverse Anton Gisler/Joseph Wittig im Jahr 1922

Autor: Gasser, Albert

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-130218>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Kontroverse Anton Gisler/Joseph Wittig im Jahr 1922

Albert Gasser

Ein Churer Dogmatiker liest seinem Kollegen in Breslau die Leviten. Der Weg war nicht zu weit, um die Wirkung zu verfehlten. Die Abkanzelung erreichte ihr Ziel. Gisler konnte sich seines Erfolges rühmen. Der Urschweizer hatte seinen reichsdeutschen Gegner theologisch erledigt – natürlich nicht ohne Mithilfe an entscheidender Stelle. Das Ergebnis war allerdings ein beruflich und vorläufig auch menschlich geknickter Wittig.

Wer waren die beiden Kontrahenten?

– Joseph Wittig (1879–1949), Sohn eines schlesischen Handwerkers, wurde 1915 Ordinarius für Geschichte der Alten Kirche, Patrologie und Archäologie an der Universität Breslau. Wittig hatte noch vor der Priesterweihe (1903) doktoriert, aber zwischen der Promotion und der Habilitation (1911) arbeitete er die meiste Zeit als Seelsorger. Die Kaplansjahre, die anfänglich nicht seinem Herzewunsch entsprangen, formten ihn zu einem pastoralen Priester und Beichtvater mit Herz. Das hatte seine Folgen.

Wittig war mehr Schriftsteller als Wissenschaftler. Auch das hatte seine Konsequenzen. Er schrieb mehr für das Volk als für seine akademischen Zunftgenossen. Das verraten die Titel. Sein «Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo» wurde ein Bestseller. Wittigs Stil war gemütvoll. In den Vorlesungen sprühte Humor.¹ Irgendwie erinnert er an Johann Michael Sailer (1751–1832), den Romantiker unter den Pastoraltheologen im Zeitalter katholischer Aufklärung.

¹ Fritz Schmidt-Clausing, Der Fall Wittig im Lichte des Zweiten Vatikanischen Konzils, in: *Reformatio XV* (1966), 461–476.

– Anton *Gisler* (1863–1932), wuchs in Bürglen UR auf, als Sohn eines Fährmanns auf dem Vierwaldstättersee, inmitten einer zwölfköpfigen Kinderschar. Eine Nichte *Gislers*, die der Ingenbohler Schwesternkongregation beigetreten war, schickte mir vor Jahren einen Bericht ihrer Tante, der ältesten Schwester *Gislers*, über ihren berühmten Bruder. Der kleine Toni soll schon in zarten Bubenjahren ein Bücherwurm gewesen sein, keineswegs zur Freude der Mutter, die einmal im Ärger alle seine Bücher ins Feuer warf. Toni fand mehr Verständnis bei einem älteren Bruder und vor allem beim Pfarrer.

Über längere Zeit quälte den Buben eine für die Umgebung rätselhafte Angst, die sich in nächtlichen Träumen von einem grossen schwarzen Hund niederschlug. Der «black dog» (so nannte Churchill seine depressiven Schübe) setzte dem Kleinen offenbar so stark zu, dass man mit Hilfe eines Priesters eine milde Form von Exorzismus vornahm.

Der junge *Gisler* absolvierte die Mittelschulen in Altdorf und Einsiedeln. Während sieben Jahren studierte er als «Germaniker» in Rom Theologie. Der Neupriester wollte das teure Bahngeld schonen und kehrte – wohl nur streckenweise – zu Fuss zur Primiz in die Heimat zurück. Bei hereinbrechender Dunkelheit bezog er eines Abends in einem abgelegenen, wenig einladenden Gasthaus Quartier. Als ihm ein Zimmer ohne Schloss zugewiesen wurde, ward ihm mulmig zumute. Er verbarrikadierte mit Tisch und Stuhl die Tür und legte sich in Kleidern unruhig darauf. Nach Mitternacht hörte er Stimmen und vernahm, dass es um ihn ging und er lebend nicht mehr aus dem Haus kommen sollte. Da liess er sich an der Hausmauer herunter und entkam glücklich. Soweit der Bericht der Schwester.

Der Neodoktor unterrichtete während zwei Jahren an der Urner Kantonsschule in Altdorf und betreute daselbst den Gesellenverein. Anschliessend wirkte er für drei Jahre als Kaplan an der Muttergotteskapelle im Riederthal. Von 1893 bis zu seinem Tod 1932 war er Dogmatiker am Priesterseminar St. Luzi in Chur. Für viele Priestergenerationen war *Gisler* die unangefochtene theologische Autorität. Er verkörperte im Bistum Chur das Lehramt.²

² Eine wissenschaftliche Abhandlung über *Gisler* gibt es nicht. Der schriftliche Nachlass *Gislers*, soweit vorhanden, ist unerschlossen, dürfte aber nicht sehr ergiebig sein. Prof. Raymund Staubli, Chur, gest. 1986, der *Gisler* als Professor und Regens erlebt hatte, wusste von einem Zeugen zu berichten, dass *Gisler* während seiner kurzen, heftigen Krankheit, die infolge langjähriger Diabetes zum Tod führte, vom

Gisler ist aus dem Schweizer Katholizismus im ersten Drittel dieses Jahrhunderts nicht wegzudenken. 1912 profilierte er sich mit seinem Buch «Der Modernismus», einem ebenso schwer gewichtigen wie schwer lesbaren Wälzer. Ich habe in den vergangenen dreissig Jahren niemanden gefunden, der die umfangreiche Abhandlung gelesen hätte. Aber mindestens einer hat sie seinerzeit studiert, wenn auch kaum begriffen, Caspar Decurtins (1855–1916), Nationalrat und Professor in Freiburg i.Ü., dessen Universität er mitbegründet hatte. Er fühlte sich als ausserordentlicher Wächter der Orthodoxie für die Theologische Fakultät verantwortlich. Er war befreundet mit Umberto Benigni (1862–1934), einem einflussreichen Prälaten im vatikanischen Staatssekretariat, der einen internationalen Geheimdienst gegen den Modernismus aufgebaut hatte. Decurtins zeigte Gisler in Rom an, was diesem Schwierigkeiten eintrug. Schliesslich wurde Gisler aber doch Rechtgläubigkeit bescheinigt.³

Erwähnenswert ist Gislers Mitinitiative und Engagement beim Projekt einer katholischen Universität Luzern nach dem Ersten Weltkrieg. Der Plan scheiterte, vor allem wegen der Konkurrenzangst Freiburgs. Man warf Gisler gelegentlich Hang zu utopischen Zielen nach. Utopisch war wohl Gislers Konzept, dass eine Universität Luzern «rein katholisch und rein unpolitisch» sein sollte.⁴

1. Wittig: Aufschrei katholischer Nöte

In der Zeitschrift «Hochland», die zu Beginn dieses Jahrhunderts die kulturelle Isolation des Katholizismus zu durchbrechen suchte, erschien im April-Heft 1922 ein Aufsatz von Joseph Wittig mit dem Titel: «Die Erlösten».⁵ Es war keine wissenschaftliche Abhandlung, eher ein meditativer Vortrag mit Niveau für Volkshochschule. Aus den Zeilen spricht der Seelsorger, der seinen Gefühlen keine Gewalt antut.

Krankenbett aus anordnete, ganze Stösse von Akten zu verbrennen. Vgl. auch: Thomas Herger (Hg), Weihbischof Dr. Antonius Gisler, Altdorf 1974.

³ Karl Fry, Kaspar Decurtins. Der Löwe von Truns, Bd. 2, Zürich 1952, 343 ff.

⁴ Alois Steiner, Ein Luzerner Universitätsprojekt nach dem ersten Weltkrieg, in: Gfd 122 (1969), 212–251.

⁵ Joseph Wittig, Die Erlösten, in: Hochland 19/b (1922), 1–26.

Wittigs Anknüpfungspunkt war ein offenbar in Schlesien populäres Osterlied: «Getröst, getröst, wir sind erlöst!...», das in der Passionszeit in der Schule fleissig eingeübt, von übermütigen Buben aber spontan auf das Erlöstsein von gewissen Schulhäusern und Lehrern appliziert wurde. Und wenn im Unterricht die christliche und tridentinisch einwandfreie Erlösungslehre den Schülern eingetrichtert wurde, geschah es nicht ohne begleitende Stockschläge auf die Hände und ohne freudige Einstimmung. So pflanzte sich von Generation zu Generation die orthodoxe Soteriologie in dürrer Gestalt ins Erwachsenenalter fort und blieb lebenslang blutleer.

Wo bleibt der besungene Trost? Der christliche Alltag ist doch nichts anderes als ein permanenter Kampf und Krampf. Wer nicht über ein gesundes Naturell verfügt, wird in der kirchlichen Heilsinstitution, die eher einer Zuchtanstalt gleicht, von Geboten, Ängsten und Zwängen erdrückt. Wittig gesteht: «Die gesunde Natur hat mich immer wieder von ungesunden Problemen der Übernatur befreit. Sie war meine Erlöserin für diese Erde.»

Warum tun die Priester auf der Kanzel so siegessicher? Und wie triumphierend führt sich erst ein Dogmatikprofessor auf! «Er lässt seine Autoritäten aufmarschieren: Moses und die Propheten – sie haben schon ganz genau so gelehrt wie er –, Christus und die Apostel – kein Zweifel, dass sie sich seiner Meinung anschliessen –, und dann die Kirchenväter – sie folgen dem kommandierenden Dogmatiker blindlings –, die Konzilien – trotz allem Widerstreit mussten sie immer am Schluss sagen, was der Dogmatiker für recht hält, und wenn er sich einmal von den verdammten Ketzern zu sehr umdrängt sieht, tritt er unbesiegt hinter den eisenfesten Turm des unfehlbaren kirchlichen Lehramtes. Und er weiss: er braucht nur die Augen ein wenig zum Himmel zu erheben, und wenn sie auch nur zur Decke des Hörsaals reichen, so sieht er den Himmel geöffnet, und sein spekulativer Blick geht ins Unendliche. Und wenn auch das irdische Leben manchmal ganz anders ist, als man denkt, so ist doch das überirdische Leben ganz genau so, wie es sich der Dogmatiker denkt...»⁶

Wo bleibt die Erlösung? fragt sich Wittig. Sie präsentiert sich dem Katholiken als eine Unzahl von Vorschriften. Wo bleibt das Geschenk der Befreiung? Da heisst es dauernd: du musst, du kannst,

⁶ ebd.

und wenn's schiefgeht, gehst halt wieder beichten. «Der Katholik treibt sich sein Leben lang ... in den Grenzgebieten des Reiches Gottes herum und fühlt sich stets von Strafen für Grenzüberschreitungen bedroht. Er hat gar keine Zeit, etwas nach der Mitte des Gottesreiches zu wandern, wo es eigentlich erst schön zu werden beginnt. Er muss fortwährend an der Grenze Grenzverletzungsprozesse mit seiner Seele, mit seinem Beichtvater, mit seinem Herrgott durchfechten ... Er liebt Gott, aber immer aus der Ferne, von der Grenze her, wo er diese Liebe mit jeder Minute verlieren kann ... Wenig davon, dass das Joch Christi süß und seine Bürde leicht sei. Wenig von der Freiheit der Kinder Gottes. Acht Seligkeiten hat der Heiland verkündet, aber keine ist zu schmecken ...

... O ihr Dogmatiker, zeigt mir das erlöste Volk! ... Wer euch hört und eure Bücher liest, beginnt bei dem einen Kapitel zu hoffen, beim anderen muss er wieder zittern ... Manche von euch haben sich in der Tür verirrt und sind statt in die Schatzkammer vielmehr in die Folterkammer geraten ... O bitte macht die Gnadenkammern auf! ...»⁷

Viele Menschen hatten sich der Kirche entfremdet. Der Gründe gab es viele. Sehr oft wurden sie von Klerus selber aus der Kirche herauskatapultiert, weil ihnen im Beichtstuhl in bestimmten Situationen die Absolution verweigert wurde oder weil sie disziplinarische Eingriffe in ihre ehelichen Schlafzimmer satt hatten.

Eines Tages spürte Wittig eine ihn befreiende Erfahrung. Es war ihm, als lege sich eine Hand auf ihn und er höre Jesus sprechen: «Vertraue!»

Dieses Wort wird zum Schlüssel. Wittig sieht die katholische Lebensfreude auf weiteste Strecken verschüttet, weil die Quelle des Ur-Vertrauens in Gott vom Beichtzwang überlagert wurde. Etwa nach der Devise: Vertrauen ist gut, Absicherung ist besser. Aber um welchen Preis. Diese legalistische Rückversicherung zeugt doch nur zu oft fortlaufend neue Ängste. Was bringt es denn, wenn man die Angst mobilisiert, um die Leute in den Beichtstuhl hinein zu bugsieren!

Wenn Jesus auf diese Weise Seelsorge betrieben hätte, wären ihm alle Apostel davongelaufen, vielleicht mit Ausnahme des Johannes, meint Wittig.

⁷ ebd.

Da kann man von Augustinus lernen («ama et fac, quod vis» – liebe und tu, was du willst) und von Luther mit seinem berühmt-berüchtigten Dictum («peccata fortiter, sed crede fortius» – sündige tapfer, aber glaube tapferer). Luthers Lehre erschien Wittig wie eine «allerdings sehr poltrige und übermütige Nachbildung» des augustinischen Glaubensverständnisses.

2. *Gislers Echo: «Luther redivivus?»*

In der «Schweizerischen Rundschau» reagierte der Churer Dogmatiker postwendend auf Wittig.⁸ Gisler sass in der Redaktion der «Rundschau». Diese war im Jahr 1900 von Hans von Matt (1869–1932) als Redaktor und Verleger begründet worden. Das Erscheinungsjahr ist nicht ohne Bedeutung. Man wollte zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit einer katholischen Kulturzeitschrift ein Zeichen setzen angesichts der unheimlichen intellektuellen Herausforderung der Zeit, in der Nietzsche – er starb 1900 – wie ein literarischer Antichrist erschien.

Wittig hatte die Dogmatikerzunft recht unsanft angefasst. Gisler liess das seinen akademischen Kollegen spüren und nannte ihn hartnäckig despektierlich bloss «Herr Wittig».

Gisler nahm sich die Mühe, Wittig ausführlich zu zitieren. Soweit gut. Weniger gut war der Ton, auf den der Aufsatz gestimmt war. Gislers Antwort ist unerhört polemisch. Mit keinem Wort wird das Grundanliegen Wittigs gewürdigt. Es schien offenbar keiner Zeile würdig. Vergeblich sucht man auch nur die Spur von einem Eingehen auf die Nöte der Seelsorger und die Last der von ihnen Betreuten. Man könnte meinen, dass Gisler diese Probleme völlig fern lagen. Er scheint bar jeglicher Sensibilität für pastoral schwierige Fälle.

Vielmehr gab sich Gisler alle Mühe, möglichst alle Jesusworte zusammenzutragen, wo «von Kreuz und Pein, von Gericht und ewiger Strafe» die Rede ist.

⁸ Anton Gisler, *Luther redivivus?*, in: Schweizerische Rundschau XXII (1922), 225 ff. (verrückte Seitenangabe im Heft).

Zugegeben, es hat Schwachstellen in Wittigs Argumentation. Etwa da, wo er ausführt, nicht der Mensch allein, sondern Gott bestimme, ob eine Handlung geschehe. Der Mensch bestimme blos deren Charakter, und er bräuchte nie zu bereuen, dass eine Tat geschehen sei, sondern nur, dass er nicht die rechte Gesinnung, den guten Willen gehabt hätte.

Aber Wittigs Kernaussage, dass einem Menschen echt guten Willens keine Todsünde «passiere», wie man etwas vergisst oder sich vertut, bleibt doch goldrichtig und für damalige Zeiten äusserst wohltuend, gerät aber wegen gelegentlich missglückter Ausdrucksweise völlig unter Gislers Verdikt.

Des Schweizer Theologen provokativer Titel sagt alles. Er verdächtigt, wenn auch mit Fragezeichen versehen, Wittig lutherischer Ketzerei, weil dieser zu sehr auf Gottvertrauen abstelle. Als ob man zuviel Gottvertrauen haben könnte. Bedenklich werden die Ausführungen Gislers, wo er Wittig Anschauungen und Aussagen unterstellt, die dieser weder angedeutet noch gemacht hat. Das gleiche Unverständnis, wie man Luthers rechtfertigenden Glauben fertig machte, stellte sich bei dieser Kontroverse wieder ein. Wittig schrieb nirgends, wer glaube, komme ohne gute Taten aus. Entweder hat Gisler Wittig flüchtig gelesen, oder man ist versucht, an der «bona fides» von jenem zu zweifeln. Wittig geht es um das Gegenteil. Er will zeigen, wie Sündenangst und Beichthorror den Gläubigen – und gerade den gewissenhaften – in seinem christlichen Lebensvollzug blockieren, wie sie ihn in seinem freien und frohen sittlichen Einsatz lähmen, wie er in seiner Gewissensangst auf Vergangenes und nur zu oft Nebensächliches fixiert bleibt und darob den freudigen Elan für die Bewältigung der gegenwärtigen Aufgaben nicht aufbringt und so Gefahr läuft, die erlösende Zukunft tragisch zu verspielen.

Wittigs Art war es nicht, Theologie zu treiben, sondern theologisch zu meditieren. Gisler wurde diesem literarischen Genus nicht gerecht. Freilich blieb Wittig seinem Stil nicht immer ganz treu, indem er seine Betrachtungen oft wenig stichhaltig mit scholastischen Mitteln zu untermauern suchte.

Schliesslich darf man auch die psychologische Barriere zwischen den beiden Männern nicht tief ansetzen. Wittig hatte eine recht unkonventionelle Schreibweise. Der Bilderreichtum seiner Sprache beeindruckte auch seinen Gegner. Aber Wittig scheute sich auch nicht, Szenen seines priesterlichen Werdeganges ironisch und

salopp-derb zu verpacken. Die Erinnerung an seinen Eintritt ins Priesterseminar verleitete ihn zur Analogie mit einem Gang ins Schlachthaus. Und die rührenden Abschiedsbesuche seiner Verwandten und Bekannten entlockten ihm folgenden Vergleich: «Wenn bei uns daheim ein Kalb verkauft werden soll, der Schlächter wird für Nachmittag erwartet, dann geht alles noch einmal in den Stall. Noch einmal? Nein, zweimal, dreimal. Manchmal zusammen, manchmal jeder für sich. Man will das Kalb noch einmal sehen. Man will noch mehr, weiss nur nicht was. Dass das muntere Tierlein nun am Strange fortgeführt und geschlachtet werden soll, dass es nicht aufwachsen soll wie sein Vater, der Stier, und seine Mutter, die Kuh, das will man noch einmal bedenken und sich zu Herzen gehen lassen.»⁹

So was verschlug Gisler die Sprache, ihm, er es gewohnt war, seine Churer Zöglinge mit nüchternem Pathos und getragener Feierlichkeit auf die erhabenen Gefilde priesterlicher Spiritualität zu führen. Nein, da verstand er die Welt nicht mehr ...

3. Wittigs Abstieg – Gislers Aufstieg

«Breslau und Chur, so wenig verwandt sie äusserlich sind, bildeten die Pole, zwischen denen sich der Funke ... entzündete.»¹⁰ Der Häresieverdacht Gislers und pastorale Bedenken in Breslau gingen Hand in Hand. Der Breslauer Fürstbischof Adolf Kardinal Bertram (1859–1945), seit 1919 Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz, ein zwar volkstümlicher, aber unsicherer Mann, der sich später im Kirchenkampf mehr durch Lavieren als durch Gradlinigkeit auszeichnete, entzog Wittig brusk die Anerkennung. Der Prozess kam ins Rollen und war nicht mehr zu stoppen, obwohl Pius XI. Wittig Anerkennung gezollt hatte. Im Juli 1925 wurden sechs Schriften des

⁹ Anton Gisler, Zur Indizierung von Joseph Wittig, in: Schweizerische Rundschau XXV (25/26), 621. Dieser Aufsatz, 599–622, bringt eine Zusammenstellung von Passagen aus diversen Abhandlungen Wittigs und eine Widerlegung durch Gisler.

¹⁰ Schmidt-Clausing, Der Fall Wittig, 464.

Breslauer Theologen auf den Index gesetzt, darunter auch solche, die seinerzeit das Imprimatur erhalten hatten. Am 12. Juni 1926 wurde Wittig exkommuniziert, weil er sich geweigert hatte, das Tridentinische Glaubensbekenntnis und den Antimodernisteneid zu wiederholen. Was Wittig am schmerzlichsten traf, war das frostige Geheimverfahren. Jede Bitte um genaue Bekanntgabe der Vorwürfe und um Anhörung blieb ohne Antwort.

Gisler konnte seine Genugtuung über die Indizierung nicht verhehlen. Die höchste kirchliche Glaubensbehörde hatte dem Provinzdogmatiker Recht gegeben. Gisler liess auch durchblicken, wie er unter Attacken wegen seines Angriffs auf Wittig zu leiden gehabt hätte. Ferner hätte Wittig – mit deutlicher Spurze gegen Gisler – sich gerühmt, aus Studentenkreisen der Schweiz Liebespakete erhalten zu haben. Gisler erteilte zum Schluss dem gemassregelten Widerpart «gute» Ratschläge.¹¹ Das war noch vor der Exkommunikation des Breslauers.

Wittig blieb katholisch, obwohl weggewiesen vom Tisch der Mutter Kirche. Aber er heiratete ein Jahr nach der Exkommunikation mit der Begründung, nachdem ihm die römische Kurie willkürlich das kirchliche Heimatrecht genommen habe, sehe er sich auch nicht mehr an die disziplinäre Vorschrift des Zölibats gebunden.

Nach dem Krieg kam es aber zur Wiedergutmachung. Vorher waren alle Versöhnungsbemühungen an der Forderung der Breslauer Kurie nach vollständiger Unterwerfung und Konsequenzen aus der kanonisch ungültigen Ehe gescheitert. Nach der deutschen Kapitulation gehörte auch Wittig zu den schlesischen Vertriebenen. Die fünfköpfige Familie erhielt Unterkunft in der Lüneburger Heide. Da erreichte ihn im Herbst 1946 die befreiende Post. Pius XII. gewährte die Rekonziliation ohne jede Auflage. Zugleich liess ihm der Vatikan 100 Dollar «Begrüssungsgeld» zukommen. Er konnte es gut brauchen. Das Schreiben war unterzeichnet vom Substitut Montini, dem späteren Paul VI.

Dagegen konnte Gisler die Leiter der kirchlichen Hierarchie aufsteigen. 1928 wurde er zum Weihbischof von Chur mit Recht der Nachfolge ernannt. Er starb aber als Coadjutor, wenige Wochen vor Bischof Georgius Schmid, am 4. Januar 1932.

¹¹ Gisler, Zur Indizierung von Joseph Wittig, 599, 622.

Dass Gisler sich gegen Wittig gestellt hatte, hat ihm am weiteren hierarchischen Aufstieg mindestens nicht geschadet. Wie weit er direkt davon profitiert hat, ist eine andere Frage. Einiges spricht dafür, dass Gisler sich mit seiner Kampagne gegen Wittig nochmals von jedem Makel modernistischen Verdachts reinigen wollte. Viktor von Ernst, der stramme und schrullige Luzerner Moraltheologe, stellte ihm darauf ein weisses Zeugnis aus: «Nun steht unser Schweizer Altmeister der Domatik durchaus gerechtfertigt da.»¹² Nun, Gisler wusste in Sachen Wittig auch aufgeschlossenere Geister hinter sich. Heinrich Federer aber war eine der rühmlichen Ausnahmen.

4. Gislers Antwort an Wittig – ein Symptom

Der Fall ist typisch, einmal dafür, wie die Kirchenleitung mit vermeintlichen Abweichlern umgeht. Daran hat sich seit 65 Jahren nichts geändert. Das belegt unwiderlegbar Bernhard Häring mit seinem gleichermaßen informativen wie erschütternden Zeugnis «Meine Erfahrung mit der Kirche».¹³

Dann ist die Affäre Wittig und ihre «Bearbeitung» ein später Wirbel im innerkirchlichen antimodernistischen Sturm. Die Argumentation des Schweizer Theologen Gisler illustriert exemplarisch die lehramtliche Abwehrstrategie der vergangenen zweihundert Jahre im allgemeinen und der antimodernistischen Hysterie im besonderen.

Die Aufklärung, die idealistische deutsche Philosophie im Gefolge Kants, die wissenschaftliche Erforschung des Subjekts durch die Psychologie, die Relativierung der Kirchen- und Dogmengeschichte durch die historische, kritische Forschung, die Experimentierfreudigkeit generell waren mit einem Wort all das, was die kuriale Kirchendirektion unter dem Sammelbegriff «Modernismus» als Feindbild kreierte.

¹² Zitiert bei Alfred Stöcklin, Schweizer Katholizismus, Zürich 1978, 70, ferner 68 ff.

¹³ Freiburg Br. 1989.

Gegen den Aufstand des Subjektiven stellte das Lehramt mit einem forcierten Neu-Thomismus die aristotelisch-thomistische Philosophie und Theologie mit den objektiven, ewigen, unveränderbaren Wahrheiten und Normen entgegen. Der Feind heisst, knapp gefasst, Subjektivismus, den es unerbittlich zu bekämpfen gilt. Dieser gibt sich menschenfreundlich, sensibel, gebildet, pastoral einfühlsam, mit vornehmen Manieren, tarnt damit erfolgreich seine subversive Natur, die vor nichts halt macht und letztlich alles der Frage und dem Bedürfnis des anthropozentrischen Wollens und Empfindens unterstellt.

So entsteht eine beinahe panische Angst vor religiöser Erfahrung als Ausweis der Echtheit des Glaubens. Glaube ist nach Gisler klare, verstandesmässige Annahme eines Inhalts, der zwar über die Erkenntnisfähigkeit des Menschen hinausgeht, aber vernünftig ist und sich auf die Autorität des sich offenbarenden Gottes stützt.

Unter dieser Voraussetzung wird das Gefühl zur Gefahr. Gemüthaften Regungen im sakralen Vollzug ist mit Vorsicht zu begegnen. In der theologischen Forschung und Unterweisung haben sie nichts zu suchen.

Gegen eine solche Destabilisierung der Orthodoxie wird den Gläubigen die herb-bittere, aber einzig bekömmliche, dazu objektive und unverkürzte Wahrheit verschrieben, die den Menschen vor sich selber mit seinen gefährlichen anthropomorphen Vorstellungen von Gott in Schutz nimmt. Als ob eine Objektivierung und Systematisierung der Glaubenswahrheiten keine anthropomorphen Gefahren in sich bärten. Gisler schloss seine Erwiderung an Wittig mit dem bezeichnenden Satz: «Gedeihlich für Kirche und Welt sind nicht bequeme und vergnügte Dogmen, sondern die stahlfeste katholische Wahrheit.»¹⁴ Aber mehr als das deprimiert die stahlharte Lieblosigkeit des Schweizer Theologen, in diesem Fall. Die Verdienste des Urners um den Schweizer Katholizismus bleiben daneben unbestritten.

¹⁴ Gisler, *Luther redivivus?* 225 ff.